

Welt machen. Der Missionsgedanke braucht dabei durchaus nicht aufgegeben zu werden. Der Christ wird bis zuletzt die Hoffnung haben müssen, daß sich die Einheit getrennter Kirchen verwirklicht und die Taufe einer sich zu Christus bekennenden Menschheit realisiert. Er wird dabei zweifellos, wenn auch friedlich, mit dem Missionsglauben anderer Weltreligionen, insbesondere des Islam, zusammenstoßen und mit dem wissenschaftlichen Humanismus der Marxisten rechnen müssen. Umstritten ist auch die Missionsarbeit bei noch „primitiven“ Völkergruppen und Stämmen. Zwar hat sich bisher bei den lateinamerikanischen Indianerstämmen die katholische Mission nicht nur als erfolgreicher, sondern auch als menschlicher und großzügiger erwiesen als die der Protestant. Das Eingehen der katholischen Kirche auf die Mentalität der Eingeborenen und die Übernahme alter Bräuche und Symbole in den neuen Glauben heben sie sympathisch von den unduldsame-

ren Protestanten ab. Andererseits sind jedoch spanische Missionare oft heute noch Kolonialisten, die z. B. gerade in diesen Tagen in den kolumbianischen Wäldern des Putumayo durch ihre Ausbeutung der Indios und ihren europäischen Kulturhochmut die Aufmerksamkeit auf sich lenkten. In der protestantischen Indiomission wiederum verbinden sich nordamerikanische Interessen mit echter christlicher Befreiungsarbeit, wenn sich die einheimischen Missionare zusehends von ihren Gringo-Ursprüngen entfernen und die Mission mit nationalen und sozialen Anliegen der Nation vereinbaren.

Die wahre Freiheit des Christen aber bleibt im Spiel. Daß sie sich im großen Wettstreit unserer Zeit realisieren und verwirklichen möge als christlicher Humanismus, allein das ist der Wunsch eines Marxisten und mitnichten, daß christlicher Glaube und christliches Leben zugrunde gehen.

Miguel E. Legov

Kaiserwetter und Donnergrollen Das Porträt einer Epoche im Roman

Karl Jakob Hirschs Roman „Kaiserwetter“¹ ist wohl die gelungenste Ausgrabung innerhalb der von Peter Härtling edierten Reihe „Im Fischernetz“, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, einst von S. Fischer verlegte, inzwischen aber zu Unrecht in Vergessenheit geratene Bücher — so bislang von Fritz Mauthner, Otto Flake, Eduard von Keyserling, Sonja Kowalewski und Julius Levin — wieder zugänglich zu machen. Zugleich haben wir mit „Kaiserwetter“ eines der wichtigsten Werke der „Neuen Sachlichkeit“ vor uns, einer Literaturepoch (1920—1933), deren systematische Erforschung jetzt endlich, wenn auch noch langsam, einsetzt. Nicht zuletzt stellt diese Neuauflage einen Akt der Wiedergutmachung dar. Denn Buch wie Autor hatten ein tragisches Schicksal, in dem sich ein trauriges Stück deut-

scher Vergangenheit dokumentiert: Kaum hatte der 1931 erschienene Roman, von der Presse — mit Ausnahme einiger Angriffe von rechts — begeistert aufgenommen, sich durchzusetzen begonnen, machte der Nationalsozialismus jede weitere Resonanz zunichte, indem er „Kaiserwetter“ auf die erste „schwarze Liste“ setzte und öffentlich verbrennen ließ.

Sein Autor Karl Jakob Hirsch, zunächst als Maler und Graphiker — in dieser Zeit war er u. a. Mitbegründer der Künstlervereinigung „Novembergruppe“ und Mitarbeiter vieler expressionistischer Zeitschriften —, sodann als Ausstatter expressionistischer Dramen und Filme und zuletzt als Journalist und freier Schriftsteller in Berlin und Worpswede tätig, mußte 1934 in die Schweiz und danach in die USA emigrieren. Er starb 1952 vergessen und mittellos in München, ohne je recht — das Los vieler zurückgekehrter Emigranten — wieder Anschluß gefunden zu haben. Abgesehen von der kleinen Erzählung „Felix und Felicia“ (1933) und seiner Autobiographie

¹ Karl Jakob Hirsch: Kaiserwetter. Roman. Neu hrsg. und mit einem Nachwort versehen v. Paul Raabe. Frankfurt: Fischer 1971. 261 S. Lw. 20,—.

„Heimkehr zu Gott“ (1946) blieb „Kaiserwetter“ Hirschs einziges größeres publiziertes Opus.

Der Roman „Kaiserwetter“ schildert am Beispiel der Bewohner Hannovers das Leben und die Atmosphäre in der wilhelminischen Ära, der „guten alten Zeit“ vor 1914, in der der Kaiser selbst das Wetter zu bestimmen schien. Doch Hirsch sieht diese sorglose, selbstsichere, heile Welt der Belle Epoque keineswegs verklärt. Er entlarvt den immerwährenden „Sonnenschein“ des „Kaiserwetters“, der schließlich zur Katastrophe von 1914 führte, als hohlen Schein und geißelt die Engstirnigkeit einer Zeit, „die das Donnergrollen nicht hören wollte, das am Horizont der Geschichte ertönte“. Dies erfolgt nie laut und aggressiv, vielmehr unterschwellig mit den Mitteln von Satire und Sarkasmus, verbunden mit einem Hauch Wehmut und Melancholie.

Das Leben und Treiben im wilhelminischen Vorkriegsdeutschland wird exemplarisch dargestellt an zwei Familien mit konträrem sozialem Status: auf der einen Seite der kleinbürgerliche, kaisertreue, naive ehemalige Landwehrsergeant und Briefträger Emanuel Tölle mit seiner Frau Luise und seinem Sohn Bernhard (von dessen Geburt bis zu seinem Einrücken zum Militär der Roman spielt), auf der anderen Seite der wohlsituierte angesehene jüdische Rechtsanwalt S. de Vries mit seiner Frau Johanna, deren Sohn Joe eine nicht „standesgemäße“ Freundschaft mit dem draufgängerischen, unbekümmerten Sohn Tölles verbindet. Eine komplizierte Erzählstruktur und kontinuierliche Handlung kennt dieser Roman nicht, da Hirsch „nur“ eine lose Folge von Erlebnissen der Leitfiguren und Nebengestalten — Miniaturen, Genrebildern gleich — entwirft, die zunächst scheinbar beziehungslos für sich stehen, bald jedoch ein geschlossenes Gesamtbild ergeben.

So ist das großartige Panorama einer ganzen Epoche entstanden, das getreue Abbild einer Stadt mit ihren Kaffees, Kneipen, Mietshäusern, Villen, mit Altersheim und dem stolzen, alles überragenden Welfenroßdenkmal vor dem Bahnhof; und zugleich ein Abbild ihrer Bewohner, von den Honoratioren, Bür-

gertöchtern und Soldaten bis hin zu Verbrechern und Homosexuellen. Wir erleben Alltag und Sonntag dieser Gesellschaft, Militärparaden und erste Arbeiterdemonstrationen, Feiern zum Sedanstag, eine jüdische Beerdigung und den Besuch des Kaisers. Alle Register menschlichen Erlebens und menschlicher Emotionen — Elend, Haß, Liebe, schwelender Antisemitismus, Sozialistenverfolgung, politische Ahnungslosigkeit — werden durchgespielt.

Die wilhelminische Epoche vor 1914 wird im Stil der zwanziger Jahre wiedergegeben: trocken, stakkatoartig, eher distanziert, bewußt sachlich und realistisch, dennoch bildmächtig mit malerisch-poetischem Einschlag, wie das zu jener Zeit des „Magischen Realismus“ oder, wie Hirsch selber sagte, des „Romantischen Naturalismus“ als Reflex auf das übersteigerte Pathos der Expressionisten üblich war. Angeregt und beeinflußt von John dos Passos’ Roman „Manhattan Transfer“ (1925, deutsch 1927) muß Karl Jakob Hirschs „Kaiserwetter“ im Kontext der zu gleicher Zeit entstandenen Großstadtromane Alfred Döblins („Berlin Alexanderplatz“), Erich Kästners („Fabian“) und Hans Falladas („Kleiner Mann, was nun?“) sowie der in dem Dichterkreis um die Zeitschrift „Die Kolonne“ vertretenen magisch-mystischen Naturlyrik eines Huchel, Eich oder Lehmann gesehen werden: „Kaiserwetter“ bildet die Synthese zwischen beiden Stilrichtungen.

„Kaiserwetter“ ist autobiographisch inspiriert. Man erkennt unschwer Züge des Autors — er nannte sich in der Emigration zeitweilig Joe Gassner — in der Gestalt des Joe de Vries, dessen Leben und Emanzipationsprozeß am ausführlichsten dargestellt wird. Er entwickelt sich vom sensibel-frühreifen, idealistischen Schwärmer mit langem Haar und Schlapphut zu einem spöttischen, alles negierenden Künstler, der moderne Musik à la Schönberg komponiert; er macht einen radikalen Desillusionierungsprozeß durch und steht stellvertretend für den neuen Menschentyp des zwanzigsten Jahrhunderts.

Das „Kaiserwetter“ endet am 2. August 1914: „Der zweite Augusttag ging weiter in

den Morgen, in den Mittag, es wurde ein heißer und brennender Tag. In irgendeiner Stunde erdröhnte der erste Schuß. Der erste Soldat fiel. Der Krieg hatte begonnen.“ Damit hat die Katastrophe ihren Höhepunkt erreicht, die der Autor schon symbolisch angedeutet hat: im Brand einer Windmühle, im Morphiumtod des Rechtsanwalts de Vries oder — als Höhepunkt des Romans — in der Hinrichtung des Massenmörders Max Büter. So wird der Untergang der bürgerlich-adeligen Welt besiegelt und die Brüdigkeit der wilhelminischen Zeit aufgedeckt. Eindringlich hat Hirsch die damalige Kriegsbegeisterung weiter Teile der Bevölkerung geschildert. Er zeigt, wie der Krieg herbeigesellt und sein Ausbruch überall als Freudenfest gefeiert wird, mit Ausnahme von Joe und seiner russischen Freundin Nina, die damit zum Symbol einer neuen, friedliebenden Menschheit werden. Mit diesem Appell reiht sich „Kaiserwetter“ in die Schar der Antikriegsromane der zwanziger Jahre.

Mit der Analyse von Geist und Ungeist, Pracht und innerer Zerrissenheit der wilhel-

minischen Ära sind die Themen von „Kaiserwetter“ nicht erschöpft. Der äußerst komplexe Roman behandelt eine Reihe weiterer Themen: Die Bedeutung literarischen Schaffens, die Wechselbeziehungen zwischen verschiedenen Zeitaltern, die Sympathie für die im Leben „Zukurzgekommenen, Ewigwarten- den“, die Anklage gegen einen pervertierten Staat und eine korrupte Gesellschaft.

Karl Jakob Hirschs „Kaiserwetter“ gehört zu den bedeutendsten literarischen Arbeiten der Weimarer Republik. Es bleibt zu hoffen, daß dieser Autor endlich einen bleibenden Platz im Bewußtsein der Literaturbetrachtung einnehmen wird. Auch wäre die Veröffentlichung der Fortsetzung von „Kaiserwetter“ zu begrüßen. Sie war 1933 schon bei S. Fischer im Druck, konnte aber wegen der politischen Situation und des über Hirsch verhängten Berufsverbots nicht mehr fertiggestellt werden. Das Originalmanuskript ging verloren. Nach dem Krieg hat es der Autor aus der Erinnerung in nahezu gleicher Form neu verfaßt.

Thomas B. Schumann